

DEMENZ

Geschützte



Freiheit

Links oder rechts ums Rondell, zum Gemüsebeet, in den Clubraum oder einmal durch das Nachbarhaus: Die Pflegeeinrichtung Tönebön am See bietet Menschen mit Demenz Platz zum Laufen, damit sie seltener an ihre Grenzen stoßen. **Anne Töpfer** (Text) und **Werner Krüper** (Fotos) haben sich im ersten Demenzdorf Deutschlands umgeschaut.



Auf der Terrasse vorm Café raucht Frau Rust (*Name von der Redaktion geändert*) eine Zigarette. Die schlanke 51-Jährige mit dunkelbraunen, halblangen Haaren scheint in Gedanken versunken. Neben ihr sitzt Herr Jorek, ein drahtiger Mann von Mitte 70 mit grauem Bürstenschnitt. Er kommentiert halblaut, was sich auf dem Platz zwischen den vier eingeschossigen Häusern abspielt. Eine Dame in gepflegtem Outfit, vielleicht 75, läuft auf dem Rundweg, bleibt stehen. Sie wirkt ratlos, dreht sich um, geht zur Voliere, spricht mit den Wellensittichen, geht weiter, beugt sich zu den Rosen, zupft vorsichtig an den Blättern. „He“, versucht Herr Jorek sie zu stoppen. Zu seiner Nachbarin gewendet, stellt er fest: „Das ist ja blamabel. Sie ist gar nicht orientiert.“ Frau Rust entgegnet sanft: „Sie ist aber auch ein Menschenkind.“ Dann schweigt sie

wieder und schaut auf ihre Sandalen. „Ich brauche Ballerinas.“ Dazu hat Herr Jorek keine Meinung. Er erzählt lieber vom Sommerfest: „Das war richtig gut, da kann sich keiner beschweren. Wir haben Rock'n Roll getanzt, bis ich meinen Schuh verloren habe.“ Frau Rust lächelt in sich gekehrt.

Eine Viertel Stunde Glück. Frau Rust und Herr Jorek leben in Tönebön am See am Stadtrand von Hameln, weil sie zu Hause nicht mehr klarkommen. Wege nicht mehr finden, Schlüssel und Namen vergessen, Gesichter nicht zuordnen können. Die Wirklichkeit der anderen entgleitet ihnen nach und nach. Diagnose: Demenz. Beiden ist das Handicap in der Mittagsstunde am Töneböner Dorfplatz – ein teils gepflastertes, teils mit Blumen und Sträuchern bepflanztes Rondell in der Mitte der Häuser – kaum anzumerken. Entspannt unterhalten sie sich, so vertraut, als wären sie Kollegen, nur mal kurz vom Schreibtisch aufgestanden und auf eine Zigarette vor die Tür gegangen.

So viel Normalität wie möglich – das gehört zum Konzept der Einrichtung, die ihre Tore vor rund anderthalb Jahren geöffnet hat und inzwischen mit 44 Frauen und acht Männern voll belegt ist. Es gibt eine Warteliste. Kerstin Stammel, Altenpflegerin und Qualitätsmanagerin in der Tönebön Stiftung (siehe Kasten auf dieser Seite) hat das Demenzdorf mit geplant. Es ist das erste hierzulande, nachdem in Holland bereits vor vielen Jahren das Demenzdorf Hogewey öffnete. „Menschen mit Demenz merken im Anfangsstadium, wie sie die Orientierung verlieren. Wir versuchen den Alltag so zu gestalten, dass sie mit dieser Einschränkung leben können“, erläutert Stammel. Das heiße für viele Frauen: Haushalt, zum Beispiel Kartoffeln schälen, Wäsche aufhängen. „Wenn Sie einem hoch dementen Menschen einen Apfel und ein Messer in die Hand drücken, fängt er an, ihn zu schälen. Wenn dann jemand sagt: toll und danke, hat dieser Mensch eine Viertel Stunde Glück erfahren.“



„Hallo, kennen wir uns von irgendwoher?“ Tönebön-Bewohnerin Frau Pape ist wie ihr Nachbar im Demenzdorf tagsüber häufig auf den Wegen zwischen den Häusern zu treffen.

„Ich bin die Mutti fürs Haus“, sagt Betreuungsassistentin Elke Wiegand (rechts). „Sie macht das sehr gut“, findet Frau Walter, die in der Villa Ziegelhof in Tönebön am See lebt. Sie probiert den Eintopf, der mittags im Gemeinschaftsraum auf den Tisch kommt.

Leben rund um den Herd. Die Villa Ziegelhof ist eines von vier Häusern, die auf dem etwa vier Fußballfelder großen Gelände stehen. In jedem Haus wohnen jeweils 13 Menschen. Im Aufenthaltsraum der Villa Ziegelhof dampft in der Küchenecke auf dem Herd ein Rindereintopf. Elke Wiegand, die hier seit rund einem Jahr als Alltagsgestalterin arbeitet, gibt noch etwas gekörnte Brühe hinzu. Im Backofen geht gerade ein Schokoladenkuchen auf. Frau Wiegand lässt Frau Walter den Eintopf probieren. „Mhhh“, sagt Frau Walter, und ergänzt mit Blick auf Elke Wiegand: „Sie macht das sehr gut.“

Im Aufenthaltsraum sitzen einzeln an Vierertischen drei blasse Frauen und schauen aus dem Fenster. Auf dem Sofa, der Küchenzeile gegenüber, liegt eine der älteren Bewohnerinnen und schläft. Am niedrigen Tisch vor dem Herd, an dem, wer will, beim Gemüseschneiden helfen kann, sitzt eine Frau im Rollstuhl. Sie murmelt etwas und hebt langsam die rechte Hand. Frau Wiegand reicht ihr einen Becher mit Trinkaufsatz. „Ich bin die Mutti fürs Haus“, erzählt Elke Wiegand. Sie arbeitet seit 30 Jahren in der Pflege und hat in der Abendschule die Ausbildung zur Betreuungsassistentin absolviert. „Vorher habe ich in einer geschlossenen Abteilung gearbeitet. Dort habe ich gemerkt: Menschen mit Demenz brauchen Licht und Freiheit.“ In Tönebön arbeite sie gern: „Ich stehe voll hinter dem Konzept.“

Demenzdorf Tönebön: Vier Häuser für 52 Bewohner

Die Pflegeeinrichtung Tönebön am See in Hameln öffnete im März 2014. In vier eingeschossigen Häusern befinden sich neben einem 99 Quadratmeter großen Gemeinschaftsraum mit integrierter Küche jeweils 13 Einzelzimmer für Menschen mit Demenz. Rechtlich handelt es sich um ein Pflegeheim. Die Bewohnerinnen und Bewohner leben in Wohngemeinschaften. Die Gesamtkosten für einen Bewohner in Pflegestufe II betragen 3.281 Euro pro Monat. Davon trägt die Pflegekasse 1.330 Euro. Im August 2015 waren von 52 Bewohnerinnen und Bewohnern im Alter zwischen 51 und 96 Jahren 43 gesetzlich versichert. Die Einrichtung hat 62 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, darunter Betreuungskräfte nach Paragraph 87 b (Alltagsgestalter, Alltagsbegleiterinnen), Pflegefachkräfte und Hauswirtschafterinnen.

Die Julius Tönebön Stiftung ist eine Stiftung des bürgerlichen Rechts, gegründet 1940 vom Guts- und Ziegeleibesitzer Julius Tönebön in Hameln. Sie ist Träger mehrerer Pflegeeinrichtungen in Hameln und bietet ambulante und stationäre Pflege an.

Mehr Infos: www.toeneboen-stiftung.de; info@toeneboen-am-see.de



Emotionen ablaufen. In Tönebön am See sind viele der Bewohnerinnen und Bewohner tagsüber zwischen den Häusern unterwegs, auf einen Stock oder einen Rollator gestützt, allein oder zu zweit. So auch die beiden Freundinnen Frau Levinsky und Frau Kleinevoss. Frau Levinsky, in wadenlanger Hose, kurzärmeligen Hemd und mit Strohhut auf den kurzen grauen Haaren sieht aus, als wenn sie gleich zu einer Bergwanderung starten will. Sie und ihre Freundin sind über den Sommer braun geworden wie Urlauberinnen.

„Ein wichtiges Kriterium für unser Betreuungskonzept ist der meist erhöhte Bewegungsdrang von Menschen mit Demenz“, sagt Kerstin Stammel. „Das können sie im klassischen Heim kaum ausleben. Da geht es immer nur bis zur Wohnbereichstür. Dort heißt es: Kommen Sie mal zurück, wir gehen später raus. Wir wollten hier aber eine dauernd zugängliche Außenfläche bieten.“ In Tönebön am See können die Bewohner jederzeit irgendwo raus und irgendwo wieder reingehen. „Wenn jemand innerlich getrieben ist, sich über etwas geärgert hat, dreht er auf dem Dorfplatz seine Runden, läuft seine Emotionen ab.“ Sie könne richtig sehen, wie die Bewohner von Minute von Minute ruhiger werden, sagt Kerstin Stammel. Der Bewegungsdrang sei zu unterscheiden von der Tendenz wegzulaufen. „Fachleute sprechen übrigens von Hinlauf-Tendenz“, erläutert die Altenpflegerin. „Die Menschen wollen nicht weg, sondern wollen woanders hin. Diesen Wunsch leiten wir um. Eine 80-Jährige will vielleicht zu ihren Kindern, um ihnen was zu kochen, wenn sie aus der Schule kommen. Dann sagen wir: Wir können ja hier in der Küche schon mal was vorbereiten.“ Menschen mit Demenz schlicht mit der Realität zu konfrontieren, wäre der falsche Weg, so Kerstin Stammel.

Hüftprotektoren ersetzen Fixiergurte. Das Demenzdorf ist von einem 1,20 Meter hohen grünen Maschendrahtzaun umgeben. Er verläuft hinter einem Rasenstreifen auf der Rückseite der Häuser. „Einmal hat ihn ein Pferd vom benachbarten Reiterhof übersprungen. Das stand dann bei uns auf dem Dorfplatz“, erzählt Kerstin Stammel. „Der Zaun ist für unsere Bewohner

nicht präsent. Sie stehen nicht davor oder versuchen rüber zu steigen. Eher gehen sie ins Café oder zur Rezeption.“ Die Haupteingangstür öffnet sich automatisch. An der Rezeption sitzt den ganzen Tag eine Mitarbeiterin. „Sie leitet die Menschen um, die ohne Begleitung von Betreuungskräften raus wollen.“ Zudem betreut sie den hausinternen „Minimarkt“, in dem die Töneböner ihren täglichen Bedarf an Lebensmitteln decken können.

Auf Fixierungen wie beispielsweise Bettgitter, Gurte oder Stecktische für Rollstühle, verzichte das Demenzdorf völlig, betont Kerstin Stammel. Deshalb gebe es allerdings mehr Stürze als anderswo. Mit Protektoren versucht die Einrichtung, die Sturzfolgen zu verringern. Bei den Protektoren handelt es sich um spezielle Schutzkleidung, beispielsweise Hosen mit seitlich eingenähten Kunststoff-Elementen, die Knochenbrüche verhindern sollen. „Bewegung ist Freiheit. Wir bieten hier eine geschützte Freiheit“, so Stammel.

Singen im Clubraum. Weil die Bewohnerinnen und Bewohner tagsüber aktiv seien, brauchten sie weniger Schlafmittel, sagt



Müde und doch mittendrin – im Gemeinschaftsraum lädt ein Sofa zum Nickerchen ein.



„Konzept lässt Offenheit zu“

Sabine Jansen,
Sozialpädagogin, ist Geschäftsführerin der Deutschen Alzheimer Gesellschaft.

Was spricht für das Konzept sogenannter Demenzdörfer wie Hogewey in Holland und Tönebön am See in Hameln?

Sabine Jansen: Zwar kenne ich diese Einrichtungen nicht persönlich, gehe aber davon aus, dass hinter dem Konzept engagierte Menschen stehen, die Bewohnern mit Demenz in besonderer Weise gerecht werden wollen. Die erkrankten Menschen sollen in geschützter Umgebung ein Stück Normalität erleben können. Angehörige haben oft ein schlechtes Gewissen, wenn sie ihre Partner oder Eltern in ein Heim geben. Sie sind daher froh, wenn sie ein Konzept finden, das sich in besonderer Weise den Bedürfnissen von Demenzkranken widmet. Das gilt besonders, wenn die Demenz zu schwierigen Verhaltensweisen geführt hat.

Kritiker werfen dem Konzept mangelnde Inklusion vor. Mit Recht?

Jansen: Stationäre Einrichtungen laufen leicht Gefahr, ein abgeschottetes System zu sein. Wir müssen von den Demenzdörfern erwarten, was wir von anderen stationären Einrichtungen auch erwarten: Dass sie nicht abgelegen gebaut werden, sich für die Außenwelt öffnen, in Kontakt mit den Kommunen sind, vielleicht mit Schulen kooperieren. Sie müssen sich als offenes Haus präsentieren, in dem es für Familienmitglieder, Nachbarn und Freunde selbstverständlich ist, ihre erkrankten Angehörigen jederzeit zu besuchen. Das Demenzdorf-Konzept lässt diese Offenheit meiner Meinung nach zu.

Wenn Menschen mit Demenz in die Stadt gehen, kann das für sie Stress bedeuten.

Jansen: Ich würde das individuell betrachten. Für manche Menschen ist das Stress, weil sie die Umgebung nicht mehr erkennen, viele Geräusche auf sie einwirken oder sie keine vertraute Bezugsperson begleitet. Aber es gibt auch viele Menschen mit Demenz, die gern in gewohnter Weise unter Menschen sind und Spaß an Ausflügen haben.

Wie lässt sich gesellschaftliche Teilhabe für Menschen mit Demenz verwirklichen?

Jansen: Menschen mit Demenz brauchen Akzeptanz und Empathie. Wissen über den Umgang mit Demenz fördert das Verständnis für die Erkrankten. Begleitdienste könnten dabei helfen, dass Menschen mit Demenz weiterhin an ihren gewohnten Aktivitäten teilnehmen können, beispielsweise im Chor singen oder zum Sportverein gehen. Im Moment geht das in der Regel auf Kosten der Angehörigen – sie stellen die Teilhabe her.

Das Interview führte Änne Töpfer.



„Die Pflanzen wollten Hochzeit machen“, singen Frau Pape und Frau Schnell (r. u. l. im Foto auf S. 29). Beim Umblättern hilft Praktikantin Andrea Thomas.

Kerstin Stammel. „Sie sind abends einfach müde.“ Angebote für Aktivitäten macht das Haus reichlich. Für jeden Tag der Woche stehen drei Termine auf dem Plan, der gegenüber der Rezeption am Schwarzen Brett hängt. Daneben steht auf einem Zettel: ehrenamtliche Mitarbeiter gesucht. Insgesamt zwölf Ehrenamtliche unterstützen die hauptberuflichen Alltagsbegleiterinnen regelmäßig. Morgens um zehn, nachmittags um 14 Uhr und zur Kaffeezeit starten Gruppen für Malen, Gymnastik, Zeitung lesen, Frühschoppen – ein neues Angebot für die Männer –, Walking, Spaziergang, Kegeln, Eisessen oder Singen. Eine ehemalige Praktikantin hat im Garten hinter den Häusern ein Gemüsebeet angelegt, das sie wöchentlich mit einigen Bewohnern pflegt. Dort wachsen Mangold, Kohlrabi und Salat.

Um viertel vor zehn schauen einige Frauen durchs Fenster in den Clubraum, in dem Alltagsbegleiterin Petra Nowak Teller mit Heidelbeeren, Johannisbeeren und Äpfeln bereitgestellt hat. Ihre Kollegin hat links und rechts zwei ältere Damen untergehakt, mit denen sie singend durch die Häuser zieht: „Es klappert die Mühle am rauschenden Bach.“ Die eine oder der andere schließt sich dem Grüppchen auf dem Weg zum Clubraum an. Später sitzen dort sieben Damen und ein Herr am Tisch. Frau Nowak liest eine Geschichte vor, in der eine Rose die Hauptrolle spielt. Eine ganze Weile hören alle zu, einige schließen die Augen. Dann steht eine Teilnehmerin auf, Frau Nowak sagt: „Tschüss, Frau Walter, wollen Sie schon gehen?“ Frau Walter verabschiedet sich freundlich. Fünf Minuten später geht die Tür auf, Frau Walter setzt sich wieder in die Runde. Das wiederholt sich noch zweimal: Abschied, Begrüßung, Abschied, Begrüßung. Niemand stört sich daran.

Als die Geschichte zu Ende ist, verteilt Petra Nowak Liedtexte, alle stimmen ein in „Die Pflanzen wollten Hochzeit machen“ oder bewegen zumindest ihre Lippen. „Ich singe Sopran“, erzählt Frau Pape. „Ich war im Kirchenchor und auch im Kirchenvorstand.“ Beim Umblättern in der Liedermappe hilft ihr eine Praktikantin. „Wir verstehen uns hier alle“, sagt Frau Pape. Sie ist eine aufgeschlossene Frau mit einem großen Bekanntenkreis. Wer sie freundlich anschaut, den fragt sie: „Kennen wir uns von



Einkaufen ohne Portemonnaie: Im Töneböner Minimarkt holt Frau Köhn (rechts) mit Alltagsgestalterin Elke Wiegand Lebensmittel für die Hausgemeinschaft.



Wie auf dem Dorf: Im Gemüsegarten gedeihen unter Obhut der Töneböner Bewohnerinnen Mangold und Salat. Beim Gießen hilft Alltagsbegleiterin Gabriele Haverkamp.

irgendwoher?“ Immer mal wieder umarmt sie die Menschen, die ihr auf dem Töneböner Dorfplatz oder im Café begegnen.

Frühstück bis zehn Uhr. Nadine Pütz mag diese spontane Zuwendung. „Die Bewohner freuen sich, wenn sie uns sehen. Das ist Beziehung.“ Die Pflegeassistentin lacht viel und steckt damit auch Menschen an, die sehr tief in der Demenz versunken sind. „Woher ich das Einfühlungsvermögen habe? Das ist eine Gabe Gottes.“ Seit mehr als einem Jahr arbeitet Pütz im Demenzdorf auf einer 75-Prozent-Stelle. In der Frühschicht von sieben bis 14 Uhr ist sie gemeinsam mit zwei examinierten Pflegefachkräften und zwei Pflegehelfern für die Pflege der 52 Bewohnerinnen und Bewohner verantwortlich. Die große Mehrheit ist in Pflegestufe zwei eingruppiert. „Ich arbeite hier sehr selbstständig. Wenn eine Kollegin Hilfe braucht, oder ich Unterstützung haben will, sprechen wir uns ab. Wir können uns telefonisch jederzeit erreichen“, erläutert Pütz. Wie alle im Töneböner-Team trägt sie statt weißer Pflegekluft ihre normale Alltagskleidung.

„Wir haben hier keinen von der Pflege getriebenen, standardisierten Tagesablauf“, sagt Kerstin Stammel. „Bei uns führt jedes Haus unter der Leitung der Alltagsgestalter sein eigenes Leben. Die Pflege kommt, wenn sie gebraucht wird.“ Kein Bewohner müsse zu einer bestimmten Zeit aufstehen, das Frühstück zieht sich bis zehn Uhr hin. Und wer nicht um zwölf Mittag essen will, kann das später nachholen. Eine Dame sitze ungenut am Tisch. „Sie bekommt den Teller oder das Brötchen in die Hand gedrückt und isst im Gehen.“

Mehr als ein Job. Das Demenzdorf-Konzept verlangt von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern viel Flexibilität. „Nicht jeder kommt damit zurecht. Wir haben deshalb schon einige Wechsel im Team gehabt“, sagt Kerstin Stammel. Es sei schwer, Mitarbeiterinnen zu finden. „Ich dachte, bei einem neuen Konzept müssten sie Schlange stehen. Das ist nicht der Fall. Für viele ist die Altenpflege nur ein Job wie jeder andere. Und das hier ist mehr als ein Job.“ Die Mitarbeiterinnen müssten Spaß an der Arbeit haben, Kleinigkeiten wahrnehmen, sich nicht so schnell frustrieren lassen. „Demenz ist nicht heilbar. Aber ein Lächeln von einer Bewohnerin, das ist doch ganz viel.“ Die Mitarbeiterinnen brauchten vor allen Dingen Empathie. „Hier muss man aufs Bauchgefühl hören, die anerzogenen Grenzen im Spind lassen.“ Man solle die Bewohnerinnen auch mal einfach machen lassen, zum Beispiel nicht selbst den Tisch decken, sondern abwarten, ob sie das vielleicht übernehmen wollen. „Viele Pflegekräfte haben das Bedürfnis, alles für die Bewohner zu erledigen. Aber damit nehmen sie ihnen ein Stück Lebensinhalt weg.“

Kerstin Stammel sieht viele Vorzüge in der Arbeit für Töneböner am See. „In der klassischen Altenpflege ist es stressiger. Dadurch, dass unsere Einrichtung weiträumig angelegt ist, dass wir soviel Luft haben, entspannt sich die Situation sehr angenehm.“ Alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bekommen eine Schulung, die ihnen das Konzept der Einrichtung nahebringt – mit regelmäßiger Auffrischung. „Das driftet sonst ganz schnell wieder in Richtung klassischer Pflege.“

Hundert Mal um die Töneböner Teiche. Klassische Pflege, also etwa Hilfe beim Aufstehen, Waschen und Anziehen, brauchen Menschen wie Herr Jorek kaum. Im vergangenen Winter hat er sogar beim Schneeschippen geholfen. Der fitte Senior spaziert auch gern im benachbarten Naturschutzgebiet um die Töneböner Teiche, obwohl er das schon „tausendmal gemacht hat“, wie er seiner Freundin erzählt, und betont gelangweilt ankündigt: „Da gehe ich nicht hin.“ Sie lacht und er korrigiert sich: „Naja, vielleicht hundertmal.“ Und geht doch hin: Um viertel vor zwei wartet er mit Frau Levinsky und Frau Kleinevoss vorm Schwarzen Brett gegenüber der Rezeption auf Petra Nowak, die die Gruppe nach draußen begleiten wird. „14 Uhr Spaziergang am See“, liest Herr Jorek vom ausgehängten Plan ab. „Sie müsste gleich hier sein.“ Wie spät es ist, weiß Herr Jorek noch genau. Wie alt er ist, hat er vergessen. ■